

## Dr. Karl Schmidt - Erinnerungen

Meine Kindheit - was zeitigte sie nicht alles! Den Übergang, von der Petroleumlampe zum elektrischen Licht, - ich war Zeuge davon. Das erste Kraftwerk im Dorf, wenn man es so nennen darf, wurde 1924 an einem Gerinne beim Schwarzbach in der Nähe vom heutigen Mariacher Haus errichtet. Es war weit von dem entfernt, was man sich heute unter einem Kraftwerk vorstellt. Den Launen der Natur unterworfen versagte es, wenn man es am nötigsten brauchte, im Winter und bei Unwetter. Die zweite verbesserte Version baute man später an der Leoganger Ache beim heutigen Krallersteg. Ich sehe noch die Elektriker mit Hammer und Meißel vor mir, wie sie bei der Installation im Haus an die Arbeit gingen. Meine Mutter meinte, dieses neue Licht wäre den Staub nicht wert, den sie bei ihrer Arbeit aufwirbelten, aber sie änderte bald ihre Meinung. Zu Beginn war der Pfarrer Gaßner Vorstand der privaten Elektrizitätsgesellschaft.

Zur gleichen Zeit erschien der erste Telefonkasten am Gendarmerieposten, wenn auch so bald nicht in den Wohnungen. Mein Vater, der bereits etwas an Schwerhörigkeit litt, war nicht sehr eingenommen von dieser technischen Neuheit. Sie war auch ein Grund für seine frühe Pensionierung.

Wenn ich zurückdenke an mein Maturajahr 1932 - ich kam im Juni mit dem Reifezeugnis und einem alten Radioapparat nach Hause. Diesen hatte ich in Salzburg bei einem Trödler erstanden. Ich wollte den Eltern damit eine Freude machen, aber bei der Mutter kam ich damit übel an. Sie, die musikalische, die Sängerin im Kirchenchor, fand das was sie im Kasten hörte, eher ein Geräusch als Musik. Ich gebe zu, dieses Radio-Modell, eines der ersten seiner Sorte, hatte allerlei Mücken. Bei Tag konnte man den Sender München recht anständig hören, aber wenn es gegen Abend hin ging, mischten sich die Sender Wien und Prag hinzu, und was dann herauskam, war ein Musiksalat. Mein Vater freute sich mit diesem Kasten noch Jahre, bis er in der Lage war, ihn gegen ein neues Modell einzutauschen. Mein erstes Radiogerät war ein sogenannter Detektor-Empfänger, von dem sich heute niemand etwas vorstellen kann, der ihn nicht gesehen und bedient hat. Der "Apparat" war nicht mehr als eine Spule mit einem Kristall und einem Kopfhörer (ohne Netzanschluß). Damit hörten wir das erste Rundfunkprogramm, das die RAVAG, die österreichische Rundfunkanstalt ab 1924 ausgestrahlt hatte.

Das Auto, das Motorrad - in meiner Kindheit gab es sie noch nicht. Da waren Pferdefuhrwerke, die am Posthaus vorbeifahrender Kaufmann Hutter auf dem Weg vom Bahnhof ins Dorf mit seinem Roßgespann, das mit Säcken und Kisten beladen war. Oder Radfahrer, die in der Post oder bei der Gendarmerie etwas zu erledigen hatten. Im Winter, es war noch lange dunkel, hörten wir im Halbschlaf das Schellengeklingel der Pferdeschlitten vom Sägewerk Frick. Sie waren unterwegs in den Schwarzbach, von wo sie Stunden später schwer beladen mit Blochholz auf das Sägewerk im Dorf zufuhren. Der einzige Verkehrslärm, den man hörte, war das gelegentliche Rollen einer Zugsgarnitur drüben auf der Sonnenseite.

Ich denke noch an den Sommer, in dem ich als Bub täglich den weiten Weg zum Grießbauern machte, um Milch zu holen. Mein jüngerer Bruder Toni war noch zu klein dazu, die älteren Geschwister bereits außer Haus in der Lehre. So fiel dieser Job mir zu. Damals war die Straße dorthin eine große Fußgängerzone. Ich hatte sie für mich, nur ab und zu teilte ich sie mit einem Landstreicher oder einem Fuhrwerk. Auch Hausierer waren im Ortsbild keine Seltenheit. Sie kamen mit ihren Kraxen und Bauchläden über die Tirolergrenze ins Salzburgerische.

Und dann kam das Auto. Es begann alles sehr harmlos. Da stand zuerst eines auf dem Kirchplatz. Wir Buben konnten nicht genug davon sehen. Dann waren es mehr, die den Straßenstaub aufwirbelten. In der Regel kamen mit ihnen Handelsreisende, die beim Hutter oder sonstwo haltmachten. Dr. Thalmann war ohne Zweifel der erste Leoganger, der ein solches Gefährt sein eigen nannte. Es kam damals nicht selten vor, daß Leute vor den herannahenden Autos auf die Wiesen flüchteten, so ungewohnt war in meiner Zeit noch der Anblick dieser Fahrzeuge. So begann für Leogang allmählich die neue Ära, das Zeitalter der Motorisierung, die sein Straßen- und Landschaftsbild ein für allemal änderte.

Wir Kinder hatten das Glück, gute Eltern und mit ihnen eine unbekümmerte Kindheit zu haben. Unser Vater, seines Zeichens k. und k. Wachtmeister der Gendarmerie und Postenkommandant, war ernst und wortkarg, der beste Familienvater. Ein Mann, der in der Ausübung seines Berufes äußerst korrekt war. Sein einziges Vergnügen war, am Sonntag nachmittag in der Schlemmerstube -die Schuhmacher Familie ist meines Erachtens ausgestorben -mit ein paar Gleichgesinnten zu tarockieren. In der Schlemmerstube, weil sie sich das Geld für Getränke im Wirtshaus sparen wollten. Wohl leistete er sich jeden Sonntag eine "Virginia"., die lange dünne Zigarre mit dem Strohmundstück. Sonst rauchte er eine seiner Pfeifen, die in einem schmucken Halter aus Holz eine Wohncke zierten. Die Bezahlung der kaiserlichen Beamten war in der heutigen Sicht ein eher spärliches Einkommen. Auch das soziale Netz für kinderreiche Familien stand in keinem Verhältnis zu dem von heute. Die Kinderzulagen waren bescheiden, die staatlichen Stipendien für Studierende kaum der Rede wert. Dasselbe gilt für die Beamtengehälter in der jungen Republik. In seinen Pensionsjahren arbeitete der Vater als Kassier für die Leoganger Elektrizitätsgesellschaft und die Caritas Sterbeversicherung. Von Gerstboden bis Griesen war er zu Fuß unterwegs, um seine Kunden zu betreuen. Und weil er gut bei der Feder war, fungierte er auch als Lokalkorrespondent für die "Salzburger Chronik", den Vorgänger der Salzburger Nachrichten. Seine Bezahlung war ein freier Zeitungsbezug.

Meine Kindheit fiel noch in die letzte Glorie der Geschichte Österreichs, der Doppelmonarchie. Es war ein Reich, das viele Länder, Völker, Sprachen und Kulturen umfaßte. Und in dieser Vielfalt lag auch der Keim für seinen Untergang. Wie so oft, brodelte es auf dem Balkan, dem alten europäischen Krisenherd, und bei Krupp und Skoda schmiedete man bereits die Waffen, die 1914 zum Einsatz kamen. Bei Ausbruch der Feindseligkeiten war sich die Führung in Wien sicher, daß , die Soldaten Weihnachten zu Hause feiern würden. Da der Kaiser auf keinen langen Krieg vorbereitet war, fehlte es, zum Unterschied vom Zweiten Weltkrieg an entsprechender Planung. So war es gar nicht zu verwundern, daß es bald an den nötigsten Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen mangelte. Unvergeßlich sind mir aus dieser Zeit die Bilder von den kargen Mahlzeiten. Mit den Jahren wurden die Suppen immer dünner, und ein Marmeladebrot war das höchste der Gefühle. Wenn es Mehl gab, war es von solcher Qualität, wie man es sich heute nicht vorstellen kann. Einmal wollte die Mutter damit Buchteln machen, aber was aus der Kasserole herauskam, war eine uneßbare, schwarze, klebrige Masse. Nach einer Kostprobe sahen wir uns gegenseitig an. Die Mutter wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen. Manchmal suchten wir Kinder Eßbares im Wald oder auf den Wiesen. Da gab es Dotterblumen, Kresse und Eicheln - aus denen brannte man Kaffee Ersatz. Auch die Rohstoffe für die Waffenerzeugung wurden immer knapper. Im dritten Kriegsjahr mußten Hausgeräte aus Zinn und Kupfer, sowie Münzen abgegeben werden. Wir verloren in der Küche unseren in den Herd eingebauten kupfernen Heißwasserspeicher. Und wie im 2. Weltkrieg wurden die Kirchenglocken eingeschmolzen. Zimmermeister Stöckl, ein Bruder des Kirchenwirts, hatte das Kommando bei der Glockenabnahme.

Im November 1918 kam das Ende des Krieges. Die Ausdrücke "Umsturz" und "Zusammenbruch" haben sich mir tief eingepägt, weil ich sie von meinen Eltern immer wieder gehört hatte. Sie bedeuten den Untergang unseres Kaiserreiches, den Zerfall der Donaumonarchie Österreich-Ungarn. Neue Staaten wurden gegründet und was übrig blieb, wurde zur Republik Österreich erklärt. Meinen Vater, den k.u.k. Wachtmeister, machte man zum Revier-Inspektor, wie man alle Beamten der Exekutive zu Inspektoren umbenannte. Meine Mutter hielt nicht viel von diesen Titeln. Für sie, die Kaiserstreue, war die Abdankung und Verbannung des Kaisers vielleicht der größte Schock ihres Lebens. Das Dreigestirn "Gott-Papst-Kaiser" strahlte nicht mehr in ihrem Himmel. Die kaiserliche Uniform meines Vaters habe ich noch in Erinnerung- den Waffenrock, den Helm mit dem Doppeladler, den Säbel. Sie hingen lange, nachdem sie ausgedient hatten, in unserem Dachboden.

Was für Bilder habe ich aus diesen Umsturztagen? Ich sehe die vielen Eisenbahnzüge mit Soldaten, wie sie wie Bienen im Stock auf Trittbrettern, Puffern und Dächern klebten. Sie haben der Front den Rücken gekehrt und sind nun auf dem Heimweg. Wir Dorfbuben standen Stunden beim Bahnkörper oberhalb des Altersheims und warteten, ob nicht etwas Eßbares oder sonst was Brauchbares abfiel. Ich wurde zum ersten Mal mit dem Wort und Gebäck "Zwieback" vertraut. Manchmal trieben sich Soldaten und Kriegsgefangene, die bei Bauern als landwirtschaftliche Hilfskräfte eingesetzt waren, im Dorf herum und sorgten für Krawalle und Schießereien. Auch dreiste Überfälle auf Gütertransporte wurden ausgeführt. Die Täter nützten die Steigung in Richtung Hochfilzen aus und sprangen auf die Züge. Der Gendarmerieposten hatte viel Bereitschaftsdienst. Zum Unterschied von 1945 war die Gemeinde nicht von fremden Truppen besetzt.

Ein Unglück kommt selten allein: 1918 wütete die größte Grippewelle aller Zeiten. Weltweit fielen ihr 20 Millionen Menschen zum Opfer. Ich habe von meinen Eltern nie erfahren, ob Leogang Tote zu beklagen hatte. Erkrankungen gab es jedoch genug.

Das Kriegsende fiel mit meinem Schulbeginn zusammen. Wenn ich zurückdenke - ich bin immer gern zur Schule gegangen. In der ersten Klasse war es Fräulein Pölzl, die mich in die Schreibund Lesekunst einweihte. Von ihr habe ich nur gute Erinnerungen.

Es war vielleicht Jahre später in Salzburg, daß sie mich als Studenten im Borromäum einmal zu einem Mittagessen zu sich gebeten hat. Diese Abwechslung im Speiseplan hätte nicht willkommener sein können, denn das Essen im Institut ließ sehr zu wünschen übrig - und das ist ein "understatement". Die Zeit unmittelbar nach dem Krieg war ebenfalls durch Hunger und Not gekennzeichnet. Weil man zur Bekämpfung der Hungersnot nicht mehr auf die Unterstützung des Landes rechnen konnte, sahen sich die Gemeinden oft genötigt, die Versorgung durch Requirierungen aufrecht zu erhalten. Bald traten auch die Feinde von gestern bei der Hilfe auf den Plan. Es war in den ersten Wintertagen, als uns Fräulein Pölzl sagte, wir sollten am nächsten Tag ein Eßgeschirr mit in die Schule bringen. Damit wanderten wir dann zu Mittag im geschlossenen Zug über den Meißnersteg zum alten Schulhaus (heute Gemeindeamt), wo sich die amerikanische Kinderhilfsaktion niedergelassen hatte. Da gab es Milchreis, Grießbrei oder Kakao mit Milchbrot. Bei besonderen Anlässen bekamen wir einen Wecken Milchbrot zum Heimnehmen. Mir ging es dabei so wie dem kleinen K.H. Waggerl in einer seiner Weihnachtsgeschichten; ich kam mit einem durchlöchernten Wecken nach Hause.

Unter meinen anderen Lehrern darf ich Oberlehrer Puschej nicht vergessen. Er war mein Klassenlehrer im zweiten Schuljahr. Damals kritzelten die Schüler in den Anfängerklassen ihre Buchstaben und Ziffern auf Schiefertafeln. Der

Ausdruck "Taferlklassler", stammt aus dieser Zeit. Ein Vorteil dieser Tafel war, daß man das Geschriebene jederzeit mit Spucke und Schwamm auslöschen konnte. Im Schreibunterricht mußten wir unter Puschej stundenlang Wandtafeln mit Merkwörtern abschreiben, mit der ausdrücklichen Anweisung, die volle Tafel gleich wieder abzuwischen. Wir Schüler wollten es nicht wahrhaben, daß der Lehrer am Fortschritt unserer Schreibkunst so wenig interessiert war. Immer wieder hob der eine oder andere die Hand: "Herr Oberlehrer, ich bin fertig", aber jedes Mal wurde er mit der gleichen Antwort abgewiesen: "Auslöschen und wieder anfangen". Der Oberlehrer wollte bei seiner Beschäftigung am Katheder, was immer es war, nicht gestört werden. Herr Puschej war auch ein passionierter Jäger, was wiederum in anderen Gebieten des Unterrichts seinen Niederschlag fand. So wurden im Gesangsunterricht ausnahmslos Lieder vom "Gamsei Jagn" und ähnliche gesungen. Sein Lieblingsobjekt beim Zeichnen war der Hase. Und das war dem Vernehmen nach alles, was er jemals bei der Jagd geschossen hatte.

Die Nachkriegsjahre, also meine Volksschul- und Gymnasialjahre, waren eine Zeit großer wirtschaftlicher und politischer Spannungen. Neben der Unbeständigkeit der Grenzen und Staatsformen mußte unsere Generation erfahren, daß auch die Währung nichts Dauerhaftes war. Das Geld wurde von einem Tag zum anderen wertloser, die Preise für lebenswichtige Güter stiegen im gleichen Tempo. Erst Kanzler Seipel gelang es 1922, der Inflation Herr zu werden, aber unter großen Opfern für die Bevölkerung. Wer Ersparnisse hatte, war der Dumme. Die 10.000 Kronen, die ich von meinem Paten Herrn-Hutter zur Firmung bekommen hatte, waren plötzlich auf einen Schilling zusammengeschrumpft, den Wert von zwei Laib Brot. Da leuchtete es meinem Firmgöd offenbar ein, daß er mit seinem Geschenk nicht sehr großzügig gewesen war. Er rief mich in seinen Laden und schnitt mir von einer großen Rolle einen Anzugstoff, "was er hätte gleich bei der Firmung tun sollen". Damit zitiere ich ein Bemerkung, die meine Mutter gemacht hatte. Wer mir den Anzug geschneidert hat, habe ich nicht mehr im Gedächtnis. Jedenfalls war das mein neues Gewand, mit dem ich 1924 nach Salzburg ins Borromäum einrückte.

Nochmals zurück zu unseren Familiensparnissen. Diese sind wir schon lange vor der Inflation losgeworden, denn mit unserem Glück beim Geld, haben die Eltern damit Kriegsanleihe gezeichnet. Mit dem verlorenen Krieg war dann auch das Geld verloren, das wir Kinder als Nestei von unserem Großvater, einem Bäckermeister aus Tamsweg, bekommen haben. Es waren pro Kind gute 10.000 Kronen aus der Kaiserzeit.

Auch die große Arbeitslosigkeit der Zwanziger Jahre traf unsere Familie hart. Mein Bruder Sepp erhielt nach erfolgreichem Abschluß der Forstschule in Orth bei Gmunden eine Anstellung als Forstaspirant in Hintersee bei Faistenau. Es waren keine paar Monate vergangen, da kam aus Wien ein Dekret an alle Forstämter, wonach die Absolventen dieses Försterjahrgangs fristlos zu entlassen wären.

Das österreichische Bundesheer der ersten Republik war ein Berufsheer und als solches eine Art Sammelbecken für junge arbeitslose Männer. So suchte auch mein Bruder dort eine neue Karriere.

Durch Studium (Gymnasialmatura) und zielbewußtes Streben gelang es ihm, sich zu einer Stellung im Hauptmannsrang emporzuarbeiten. Erst nach 1945 konnte er den Försterberuf wieder aufnehmen. Die gleiche militärische Laufbahn schlug auch mein Bruder Hans ein und beendete sie als Inspektor der Zollwache.

Das Verlegen der Fernsprech-Kabel und die Elektrifizierung der Bahnstrecke Saalfelden - Wörgl in den Zwanziger Jahren brachte allerhand fremdes Volk ins Dorf und damit Arbeit und Ärger für den Gendarmerieposten. Für mich und meinen Bruder Toni erwies sich diese Bautätigkeit jedoch als Geldquelle. Wir arbeiteten für das Postamt als Telegrammzusteller an die Baufirmen und ihre Ingenieure, die auf dem 16 km langen Gemeindegebiet verstreut

waren. Die ambulanten Feldkanzleien dieser Firmen verfügten über keinen Fernsprechananschluß und waren somit zwecks Nachrichtenübermittlung auf das Telegrafenamnt der Post angewiesen. Es war unsere Hausfrau, die Frau Postmeister, die uns zu diesem Sommerjob verholffen hatte. Für jede Depesche wurde vom Postamt ein Kilometergeld errechnet, das wir kassieren und einstecken durften. Obendrein fielen meistens noch ein paar Zehnerl Trinkgeld ab. Die Zehnerl von damals waren die Schillinge von heute. Toni und ich waren keine "schnelle Post", weil wir bei den Gängen auf unsere Beine angewiesen waren. Für den Ankauf eines Fahrrades hatte dieser neue Geldsegen nie gereicht.

Dr. Kaserer, der Vorgänger von Dr. Thalman, war Sprengelarzt, als ich zum ersten Mal ärztliche Hilfe brauchte. Es war im Sommer 1922. Einige Buben vom Dorf und ich tummelten uns auf der Kegellbahn vom Kirchenwirt herum', wo wir offensichtlich irgendeinen Unfug getrieben haben müssen, denn plötzlich kam die Kirchenwirtin, die Wirtslena, die Großmutter der heutigen Wirtin, mit einem Donnerwetter daher. Uns blieb nur ein Fluchtweg, nämlich der Sprung von der Kegelstatt auf die Straße hinunter. Den anderen gelang es zu entkommen, nur ich blieb mit einem gebrochenen Bein auf der Strecke. Man brachte mich nach Hause, wo mir Dr. Kaserer das Bein einrichtete, es mit zwei Schienen versah und bandagierte. Dann bettete man mich nieder und brachte das Bein mittels zweier flacher Sandsäcke in Ruhestellung. Und von dieser Stellung durfte ich es nicht mehr rühren. Lange Wochen gingen vorüber, ehe ich die ersten Gehversuche anstellen konnte. Der erste Krankenbesuch kam vom Kirchenwirt; die Wirtslena stellte sich mit einem ordentlichen Stück Speck und anderem eßbaren Zeug an meinem Bett ein. Wenn ich zurückdenke, frage ich mich heute noch, ob der gute Doktor sich auf sein Handwerk richtig verstanden hat. Jedenfalls muß er nie etwas von einem Gipsverband gehört haben.

Peter Gaßner war 30 Jahre lang als Pfarrer im Ort tätig. Er war ein Seelsorger, der in K.H. Waggerls Worten "seinen Hirtenstab nicht wie einen groben Stecken handhabte, sondern ihn eher als Ölzweig unter die Leute trug". Besonders als Religionslehrer war Peter Gaßner die Güte in persona. Für ungezogene Schüler gab es immer nur die Androhung der Strafe, nie das Strafgericht selbst. Wir Schüler kamen bald auf das Geheimnis, wie man sich in dem Gegenstand eine gute Note sichern konnte, nämlich durch den Bezug der kleinen Zeitschrift "Das Negerkind", deren Erlös der Afrikamission zugute kam. Doch ein Pfarrer kann seiner Gemeinde selten alles recht machen. So waren viele mit seiner Sonntagsliturgie nicht immer einverstanden. Besonders seine Hochämter mit den ermüdenden Predigten zogen sich je nach Größe des Feiertags eineinhalb bis zwei Stunden hin. Kein Wunder, wenn ein Teil der Kirchengänger sich die Zeit auf dem Kirchplatz oder im Wirtshaus verkürzte und erst nach der Predigt in die Kirche kam.

Nur einmal, wie ich mich entsinne, verlor sich der Pfarrer in seiner Rolle als der Gute Hirt und ließ Pech und Schwefel von der Kanzel auf die Gläubigen niederregnen, in einer Art Kreuzzug gegen die in der Bevölkerung umgreifende Unsittlichkeit. Es war in den schwülen Nächten eines Sommers, daß sich junge Leute aus Sinning und Rosenthal regelmäßig an Wochenenden auf der Stoffenalm, auch Bischofsalm genannt, zum Almtanz zusammenfanden. Und dem Vernehmen nach ist es dabei nicht beim Tanz allein geblieben. So hatte die Pfarrgemeinde den Pfarrer schon lange nicht mehr predigen hören. In Scham neigten sich die Köpfe der Zuhörer dabei immer tiefer auf den Betstuhl.

Aus meinen Ministrantentagen kann ich den Stefanitag 1923 nicht vergessen. Am späten Nachmittag rief mich der Pfarrer zu einem Versehgang. Ein Bauer im Gerstboden lag im Sterben. Es war ein stürmischer Wintertag, wie sie in meiner Kindheit keine Seltenheit waren. Auf dem Hinweg war der Sturm noch erträglich, aber als wir uns nach einer Klotzenbrotiause beim Bauern auf den Heimweg anschickten, war es bereits stockdunkel und der Sturm wurde zum

Orkan, gegen den anzukämpfen wir große Mühe hatten. Schließlich erreichten wir das Dorf. Beim Gasthaus Madreiter gingen unsere Wege auseinander. Der Pfarrer stampfte links vom Madreiter dem Pfarrhof zu, ich nahm rechts davon den direkten Weg zum Posthaus. Und dann, kaum war ich am Gasthaus vorbei, das schier Unglaubliche : Vor mir türmte sich eine hohe Schneewächte empor, gegen die und den Wind anzugehen mir aussichtslos erschien. Ich mußte zurück und ging den Rest des Heimwegs über den Schul- und Kirchplatz. Am Friedhof vorbei roch ich schon den Duft des häuslichen Feuers. Damals gab es noch Weihnachtstage, an denen sich die Leute nicht um zuwenig, sondern um zuviel Schnee Sorge machten. Ich zitiere einen Bericht aus der Leoganger Schul-Chronik vom Jahre 1923: " Am 25.,26. und 27. Dezember wurden durch starken Schneefall und heftige Stürme alle Wege unpassierbar gemacht und Post- und Bahnverkehr zum Einstellen gebracht. Der Frachtverkehr mußte ganz gesperrt werden. Von Leogang nach Hochfilzen verkehrte die Bahn nur eingleisig.

Ich war als Ministrant auch sonst mit dem Pfarrer viel unterwegs. Da gab es die jährlichen Bittgänge nach Saalfelden, Maria-Alm und Kirchenthal, sowie die wöchentlichen Messen in Hütten, nach denen beim Hüttwirt oder Oberlehrer Steidl ein reichliches Frühstück auf uns wartete. Unvergeßlich bleiben mir die Wallfahrten nach Kirchenthal - nicht etwa wegen des geistlichen Gewinns, den sie zweifellos für die Teilnehmer einbrachten, sondern wegen der Unmengen von Staub, dem wir auf dem vielstündigen Fußmarsch durch die Hohlwege ausgesetzt waren. Die Straßen hatten damals noch keinen staubfreien Belag,(und jedes Mal, wenn ein Fahrzeug an uns vorbeifuhr, erhob sich eine Wolke von Sand und Schmutz, die den Pilgerzug vollends einhüllte. Zum Glück waren es verhältnismäßig wenige Autos, aber genug, um uns die Wallfahrt zu versauern.

Es ist kein Allerheiligentag vergangen, an dem nicht unsere Familie, wie es der Brauch ist, auf den Friedhof ging und ein Licht zum Totengedenken anzündete. Da wir bis zum Tod unserer Mutter i. J. 1938 kein Familiengrab hatten, besuchten wir das Grab eines jungen Gendarmeriebeamten, der wie auf dem schwarzen Marmor zu lesen stand, in der Ausübung seines Dienstes tödlich verunglückt war. Josef Steingruber stolperte auf einem Dienstgang in den Griesenalmen am Spielberg beim Übersteigen eines Almzaunes über sein Gewehr und fiel in das darauf aufgepflanzte blanke Bajonett. Er mußte ohne fremde Hilfe verbluten - das Opfer einer unsinnigen alt-österreichischen Dienstvorschrift. Jahre später durfte ich, als ich groß genug war, meinen Vater auf einem ähnlichen Almgang begleiten. Nicht ohne Rührung zeigte er mir den Unglücksort. Heute ist Steingrubers Grab aufgelassen und sein Name vergessen.

Der Zufall brachte während meiner Schulzeit zwei Lehrer mit dem Namen "Franz Steiner" in die Gemeinde. Beide waren meine Klassenlehrer, einer wurde mein Schwager. Die Leoganger haben sie mit Hilfe ihrer Namensheiligen auseinandergehalten. "Xaver", oder auch wegen seiner Körperlänge "Der Große Steiner" genannt, war nur wenige Jahre hier tätig. Ihm verdankt der Ort die Organisation des ersten Schüler-Preisskilaufts im Februar 1924. Ein Bild davon habe ich dem Leoganger Museum zur Verfügung gestellt.

"Sales", mein Schwager, wirkte sowohl als Lehrer als auch als nebenberuflicher Zahlmeister der Raiffeisenkassa während eines Großteils seiner aktiven Jahre in der Gemeinde. Wenige Beamte im heutigen Raika-Bankgebäude können sich von seiner Arbeit einen Begriff machen. Zugegeben, daß sich der Geschäftsumfang von damals mit dem von heute nicht vergleichen läßt, aber mein Schwager hat unter anderem drei Währungsumstellungen während seiner Amtszeit zu meistern gehabt : 1924 von Kronen auf Schilling, 1938 von Schilling auf Reichsmark und 1945 von Reichsmark zurück auf Schilling. Die längste Zeit stand ihm bei der Arbeit nicht einmal eine Addiermaschine zur Verfügung. Mein Bruder Toni und ich haben ihm oft beim Addieren der langen Kolonnen von Ziffern zum

Jahresabschluß geholfen. Was man in einem modernen Bankbetrieb mit einem Knopfdruck am Computer bewerkstelligen kann, dazu brauchte man vor 50 Jahren stundenlange Arbeitsgänge im Kopf und mit der Hand.

In den knappen Jahren war es in unserer Familie üblich, daß Wäsche und Kleidungsstücke geflickt, gestopft und gewendet wurden, bevor man sie endgültig weglegte. Zum Wenden von Hemdkrägen kamen unsere Näherinnen, "Neuhäusl Moidei" und "Zenzi" (Frau Pöttinger) ins Haus „auf die Stör“, ein Brauch, der lange der Vergangenheit angehört. Beide verstanden sich auf die Kunst, aus dem Unterteil dem Hemd einen neuen Kragen aufzusetzen. Zenzi war sehr empfindsam gegen Lärm aller Art. Beim geringsten Anfall von Migräne packte sie ihre Sachen und ging heim. Schon Tage bevor sie im Anzug war, wurde uns Kindern eingebleut, wie wir uns zu verhalten hätten. Gewöhnlich verbannte man uns ins Dachzimmer oder ins Freie. Ganz anders die Neuhäusl Schneiderin. Wir freuten uns auf sie, denn sie brachte immer gute Laune ins Haus, aber beim Nähen war sie vielleicht nicht so geschickt wie die Zenzi. Trotzdem vertraute ihr meine Mutter das Nähen eines neuen Hemdes für meine Firmung an. Irgendetwas muß dabei schief gegangen sein, denn als ich es am Firmungsmorgen anzog, merkten wir, daß der Krawattenknoten nicht dort zu sitzen kam, wo er hätte sein sollen, nämlich unter dem Kinn. Er war seitlich verrutscht gegen das Ohr zu. Irgendwie fand die Mutter einen Ausweg aus dieser Verlegenheit.

Wenn es zu Änderungen von Vaters Uniformjacken kam, ging man zum Schneider "Bascht", der seine Werkstatt gleich im Dachzimmer des Nachbarhauses (heute Lederer) hatte. Einmal waren die Krägen an zwei Jacken fällig zum Wenden. Mit den reparierten Stücken kam auch die Rechnung, auf der zu lesen war: "Herrn Wachtmeister Schmidt zweimal den Kragen umgedreht .... (Schillingbetrag)!. Nach dem Tod vom Schneider Bascht erzählte man sich, daß es in seiner Kammer gegeistert haben soll. Da ich als Kind immer großen Respekt vor Geistern hatte, ging vor dem Schlafengehen mein Blick immer auf die Dachkammer gegenüber, um mich zu vergewissern, ob da nicht irgendeine in weißem Mantel gehüllte Gestalt durch den Raum huschte. Aber so wie es mir schien, hatte der gute Bascht seine letzte Ruhe gefunden.

Und was unsere Nachbarn betrifft, hätten wir uns keine besseren wünschen können. Da war auf der Seite zur Kirche hin die Armee der Toten; Leoganger, die schon in den ewigen Frieden eingegangen sind. Auf der andern Seite alteingesessene Leoganger von echtem Schrot und Korn : Leni und Loisi, Töchter der verdienten Lehrersfamilie Widauer mit ihren Familien. Loisi war die Frau des Schmiedemeisters Leonhard Brandstätter, der seine Schmiede im Nachbarhause hatte. In der Schulchronik ist er 1924 als "Erbauer des Ersten Lichtwerkes" in Leogang genannt. Seinen Bruder Dr. Anton B., ebenfalls von Pirnberg, hatte ich im Borromäum als Professor. Wir Kinder waren in der Werkstatt vom "Schmied Leandl" nicht immer gern gesehen, und wenn ihm manchmal der Geduldsfaden riß, waren wir vor einem Rausschmiß nie sicher. Nach seinem vorzeitigen Tod haben wir Herrn und Frau Loisi Lederer mit Kindern, Geißen und der Hausmagd Moid als Nachbarn liebgewonnen. Leni Stockklausner führte in einem Anbau zum Haus ein kleines Geschäft, wo wir Kinder unsern Bedarf an Zuckerln deckten - wegen des guten Preises. Ihr Mann, der namhafte Laien-Mineraloge war weitem bekannt wegen seiner Sammlung von wertvollen Steinen. Jedes Mal, wenn er einen seiner seltenen Funde gemacht hatte, führte er meinen Bruder und mich in seine Mineralienhütte am Schwarzbach, um uns den Schatz zu zeigen. Einmal gab er uns die große Tour durch den Danielstollen im Spielberg. Alles in allem eine wertvolle Bereicherung unseres Schulwissens !

Von den Naturkatastrophen, die unsere Gemeinde heimgesucht haben, ist mir das Hochwasser von 1924 besonders in der Erinnerung. Die durch tagelange heftige Regenfälle angeschwollene Ache mit ihren Nebenflüssen schob sich wie eine Wasserlawine durch das Leoganger Tal und hinterließ auf ihrem Weg Verwüstungen und Schäden an

Häusern, Brücken, Straßen und Wiesen. Unter anderem wurden beim Sägewerk Hartl (Trogersäge) die Brücke und das Stauwerk zerstört und große Bretterstaffeln vom Wasser weggetragen. Vor mir steigen Bilder auf von unentwegten Männern, die mit Pickel und Krampen darangingen, das schöne Schnittholz aus dem Wasser zu fischen. Nur wenigen gelang ein guter Fang. Die Gegend beim heutigen Postamt und dem benachbarten Grundbachfeld hatte sich in einen riesigen See verwandelt, und als sein Wasser zurückgegangen war, sah man seinen Boden mit Schlamm, Steinen und toten Fischen bedeckt. Aber kein Gemeindegebiet ist vom Unwetter ärger mitgenommen worden als das Ullachtal. Selten ein Sommer, wo es nicht den entfesselten Elementen preisgegeben war. Wenige Leoganger vermögen daran zu denken, daß das Tal bis tief hinein einmal eine bukolische Flußlandschaft war, mit grünen, satten Wiesen entlang des Birnbachs, wohin wir zuweilen mit unsern Lehrern kleine Schulwanderungen unternommen hatten. Es gab in Leogang vielleicht keine bessere Spielwiese für Schulklassen als im Birnbachgraben. Unzählige Wolkenbrüche sind seither über die Steinberge niedergegangen, und seine ungezähmten Wasser haben das Tal immer wieder überflutet. Der Talboden wurde aufgerissen, das Flußbett verlegt; große Gesteinsblöcke, Moränen von Felsen, Schutt und Schlamm wurden ins Tal gewälzt, und haben sich verwirrt ineinandergeschoben oder zuhauf aufgetürmt. So ging es fort, ein Jahr um das andere, bis der Boden seine heutige Gestalt bekam. Der Wanderer erlebt heute im Birnbachtal hautnah die landschaftsverändernde Kraft des Wassers. Wo er einst den ebenen Talboden mit dem sanften Grün gemächlich zu Fuß durchstreifen konnte, findet er nun einen Hindernisgang, für den feste Schuhe und Trittsicherheit nötig sind. Es ist irgendwie beklemmend und unheimlich, durch diese "Verlorene Weide" zu wandern.